

Die Geschichte des Christbaums und des Weihnachtsfestes in Mittelfranken

In der Nacht der Wintersonnenwende wurden im dunklen Forst gewaltige Feuer angezündet, deren Schein der wieder höher steigenden Sonne in ihrem Kampf gegen die Finsternis beistehen sollte: Von diesen Feuern blieb nur der friedliche Kerzenschein, der Christbaum ersetzt den dunklen Wald.

Aber leider läßt sich die Brücke vom heutigen Fest zum Julfest der Vorfahren über die Jahrtausende nicht schlagen, und nicht aus nordischem Germanenland, sondern vom süddeutschen Boden stammt der Christbaum.

Auch als kirchliches Fest gehört Weihnachten nicht zu den ältesten Festen: Die geistliche Geburt Christi, also der Epiphaniestag, wurde gefeiert, nicht die weltliche; erst 353 wird der 25. Dezember zum Festtag erklärt. Als die christlichen Missionare in die germanischen Länder kamen, fanden sie diese Tage schon als Sonnwendfest festlich begannen. Klug ließen sie die Feier bestehen und deuteten sie nur um: Nicht der Sonne sollte sie mehr gelten, sondern dem Licht, Christus. So blieben in diesen Tagen die manigfachsten Gebräuche aus grauer heidnischer Vorzeit bis heute erhalten. Schon im Mittelalter wurde es zum Freudenfest für jung und alt: In der festlich erleuchteten Kirche wird vor dem Altar eine Krippe aufgestellt, die in deutschen Landen in die Wiege verwandelt wurde, in der das Christkind gewiegt wurde; bald kamen dramatische Aufführungen der Heilsgeschichte hinzu. Es war ein "Hohes Fest"; aber es blieb ein Kirchenfest, noch nicht ist es das Fest der Familie: Die Gaben für die Kinder bringt Sankt Nikolaus bei Winterbeginn, vor allem aber hören wir nichts vom Christbaum mit dem Schmuck der Blumen, Nüsse und Lichter.

Daß manche Kirchen und Stuben mit den grünen Buchs- und Tannenzweigen ge-

schnückt werden, war etwas Selbstverständliches: Sie waren ja das einzige, was im toten Winter draußen Leben bewahrte und Lebenskraft spenden konnte, wie man glaubte.

1605 wird zum 1. Mal ein geschmückter Christbaum erwähnt in einem Straßburger Hausbuch: Tannenbäume werden mit Rosen aus vielfarbigem Papier, Äpfel, Oblaten, Zucker, Zischgold verziert, – da bricht der Text ab und von Lichtern hören wir nichts. 1642 kanzelt der Straßburger Pfarrer Dannhauer seine Gemeinde ab, daß sie die Feiertage damit verbringe, den mit Zucker und Puppen verzierten Baum "*zu schütteln und abzublumen*". Die Erwähnungen des Christbaums blieben aber spärlich, bis er etwa von 1740 an seinen Siegeszug antritt. Aber nicht im Sturm ging er vor sich: In Berlin ist er 1800 noch unbekannt, in Nürnberg kommt er nach 1810 auf, in München brannte 1819 der erste, in Würzburg wurden 1840 die ersten Weihnachtsbäume verkauft und erst seit 1870 wurde er auch auf dem Land allgemeine Sitte.

Früh erwähnt wird er in Oettingen (1722). In Ansbach wurden "*Die Weihnachtsbäume, das Sternsing, Fitzeln und Pfeffern*" den Gymnasiasten 1792 verboten. Das erste Bild eines Christbaums in einem Ansbacher Haus ist von 1832. Die erste Abbildung eines solchen überhaupt stammt aus Zürich (1799). In der Literatur wird der erste Christbaum in Goethes "*Werthers Leiden*" (1774) erwähnt.

Wenn wir über die Gebräuche der Weihnachtszeit in Franken reden wollen, müssen wir die ganzen Tage des Jahresendes und -anfangs miteinbeziehen, die einst "*die zwölf Rauhnächte*" hießen. Keine Zeit des Jahres war so von Sagen umgeben, von heiligen Gebräuchen durchwoben wie sie: denn in keiner war ein solcher Kampf zwischen den Mächten des Lichtes und der

Freude mit denen des Dunkels und des Schreckens. Diese Tage zwischen den zwei Jahren waren dem Streifen Land ähnlich, der am Kreuzweg zwischen den Wegen liegt: herrenloses Gut, auf dem die bösen Geister Gewalt haben. Also galt es in ihnen den guten Mächten das Haus zu öffnen, die jetzt doppelt gnädig waren, die Macht der Bösen aber vom Haus und allem, dessen Gedeihen sie gefährden konnten, abzuwehren. —

Das erste Zeichen der nahenden Festzeit sind die Barbarazweige (denn der Gaben-spendende, böse Kinder erschreckende Nikolaus hat nichts mit Weihnachten zu tun).

Anfangs Dezember, etwa am 4., dem Barbaratag, wird ein knospentragender Zweig eines Steinobstbaumes oder -strauches, der Roßkastanie, wohl auch des Flieders, in leicht erwärmtes Wasser gestellt und an Weihnachten steht er im Blütenschmuck. — Früher war er allgemeiner Gebrauch, ja es ist zu vermuten, daß er in Franken vor dem Christbaum der eigentliche Festschmuck war. Uralt sind die Sagen von Bäumen, die in der Christnacht blühen (— so schon 1430 von der Nürnberger Gegend, 1663 von Gräfenberg) — im festlichen Zimmer mahnten die Zweige an die Bäume des Paradieses und die Rose, die aus dem Schnee erblüht. So soll in der Altdorfer Gegend der Barbarazweig noch vor zwei Menschenaltern den Christbaum vertreten haben und noch sagt man dort vom Ableeren des Baumes "Abbläua", d. h. Abblüten, die Blüten herunternehmen.

Dann geht es an die Bereitung des Festgebäcks. Heute noch verrät manche Kuchenform, daß es anstelle der Opferbrote trat, die man einst in den Rauhnächten den Göttern und den Geistern der Verstorbenen als Mahl hinstellte. Die Lebkuchen (— aus Liebung, Opferkuchen durch die Klostersprache benannt, dann aber mit "leben" zusammengebracht und deshalb massenhaft verzehrt —) stammt aus Nürnberg, wo hin der große Reichswald zahlreich Honig lieferte. Da sie aus den alten Opfergaben entstanden sind, den Göttern aber nur das Beste dargebracht werden durfte, zeigen

die zahlreich erhaltenen Rezepte, eine erlebene Auswahl von Zutaten; braune und weiße gibt es seit alter Zeit. So genossen sie einen Weltruf, galten als der feinste Nachttisch, und auch Fürsten schrieben um dieses beliebte Geschenk nach Nürnberg. Der Marzipan, der in künstlerischen Formen ausgedrückt wird, stammt aus Venedig (Marcipane, Brot des heiligen Markus); Spezzelazzi (von Spezerei) bedeutet kleinere Süßigkeiten.

Dann wird in vielen Häusern die Krippe aufgestellt. Ursprünglich nur das in der Krippe liegende Christkind vorstellend wurde sie allmählich zu einer stets wechselnden Darstellung der ganzen Holzgeschichte. In Altbayern steht sie noch neben dem Christbaum in jedem Haus und der Kripperlmarkt ist in München das erste öffentliche Zeichen dafür, daß Weihnachten naht; im eigentlichen Tirol bietet sie heute noch ohne Baum den Mittelpunkt des Festes. Wie viel schöne Volkskunst der Schnitzer ward ehemals auf die verwendet, wieviel Behagen verbreitet heute noch das Basteln und Erfinden für sie im stillen Bürgerhaus! Dem Baum fügt sie sich ja leicht an, darum mögen beide nebeneinander Festziergele sein.

Die drei Donnerstage vor der Christnacht heißen die "Klöpplesnächt"; da zogen überall die Kinder bei beginnender Nacht herum, klopften an die Läden und baten mit mehr oder minder bescheidenen, stets aber humorvollen Versen um eine Gabe.

Einen gleichen Zweck verfolgen die "Sternsänger" (namentlich in Nürnberg heimisch), die, einen erleuchteten Stern vor sich tragen, weihnachtliche Lieder singen.

Und jetzt naht der Tag, der bis heute viel abergläubische Gebräuche bewahrt hat: der Thomastag. Da wird um Mitternacht durch Bleigießen die Zukunft befragt. Der Strohsack wird getreten und ein Sprüchlein gesagt: "Thoma i bitt di, laß' mir erscheinen jetz' und den meinen." Die Richtung, die der rückwärts geworfene Pantoffel zeigt, dann die Gegend, aus der der Hundegebell ertönt, wenn das Mädchen die Zwetschenbäume schüttelt, zeigen an, woher der Bräutigam kommen wird.

In Nürnberg aber hat der Thomastag noch eine rein festliche Gestalt erhalten und aus ganz Mittelfranken kommen Scharen von Gästen zu ihm, es ist der Höhepunkt der Weihnacht vorzeit. Der große Marktplatz, den unzählige Verkaufsstände umsäumen und durchqueren, vermag die festlich auf- und abwogende Menge kaum zu fassen und abends, wenn die Lichter alle brennen und die Kostbarkeiten: Zwetschgenmänner, Lebkuchen, Marzipane alle beleuchten, ist es ein herzerfreuender Anblick. Dieser Thomastag ist sehr alt: Schon 1527 wird die Zahl der einpassierenden Wagen auf über 1500 angegeben und auch die Beteiligung der Studenten (von Altdorf, dann von Erlangen) ist alt: 1581 stiftete ein Gönner der Studentenschaft Altdorf eine Summe um ihr den Besuch des Thomastags zu erleichtern.

1731 erließ die Bayreuther Regierung ein strenges Gebot gegen das Fitzeln und Pfeffern – das Gleiche tat 1792 das Ansbacher Rektorat –, aber gerade diese Sitte hat sich (namentlich in Oberfranken) lange Zeit erhalten. Beides geschieht mit immergrünen Zweigen (– hier mit Wacholderbüscheln –) oder noch lieber mit Haselgerten und Birkenruten, die man im warmen Zimmer zum Grünen gebracht hat. Beim Fitzeln (meist am 2. Weihnachtstag) suchen die Burschen Mädchen und junge Frauen mit der Rute zu treffen, beim Pfeffern (= Schlagen) dagegen die kleinen Mädchen die Burschen. Offenbar war es einst die „Lebensrute“; man glaubte, daß die Lebenskraft der grünenden Zweige sich übertrage auf die damit Berührten (– auch auf Tiere und Bäume –). So war es also ursprünglich ein glückbringendes Tun und fürs Pfeffern und Fitzeln bekamen die Burschen und Mädchen kleine Gaben; dann aber ging dem Volk die richtige Deutung verloren und man faßte den Schlag als eine feindliche Berührung auf, von der sich die Betroffenen durch Gaben loskaufen mußten (– die Rute des heiligen Nikolaus hatte ursprünglich auch diesen Sinn, nicht „pädagogische“ Zwecke –).

Vom Zauber des Lichtes und der Finsternis erfüllt ist die Christnacht. Um dies zu

verstehen, müssen wir uns erinnern, daß bei unseren heidnischen Vorfahren diese Nacht, bis ins späte Mittelalter auch in der christlichen Rechnung der Weihnachtstag, der Anfang des neuen Jahres war. Mit diesem erwacht aber auch die geheimnisvolle Lebenskraft der Natur wieder: Daß Bäume blühen, glaubte man einst und daß die Brunnen mit Wein laufen, die Tiere reden, daß, wer auf einem Stuhl von neunerlei Holz sitze, die Hexen in der Gemeinde sehen könne und Ähnliches. Dem Vieh im Stall gab man das beste Futter und den Vögeln steckte man eine ungedroschene Garbe auf eine Stange. Aber in dieser Nacht kämpften auch die dunklen Mächte mit doppelter Kraft um ihre Herrschaft und es galt sie abzuwehren: Am Herd mußte das Feuer die Nacht über erhalten bleiben, kein Hanf durfte am Spinnrad sein, überhaupt keine angefangene Arbeit in die heiligen zwölf Nächte hinüber genommen werden. Alle Arbeit im Freien ruhte, vor allem durfte nichts „rollen“. Die Bäume wurden mit Strohseilen umbunden und geschüttelt. In Oberfranken geht auch die „Bertha“ durchs Dorf, d.h. Berchta, die Göttin, die „Frau Holle“ der Volkssage. Auch fürs Wetter sind die Weihnachtstage „Lostage“. Lange Zeit stellte man zwölf Schüsseln, aus einer zerschnittenen Zwiebel gemacht, auf und schüttete Salz hinein: Je nachdem sie naß wurden, ließ man auf das Wetter in dem betreffenden Monat schließen. Die Jericho- oder Christrose, deren Aufgaben im Wasser das Schicksal des kommenden Jahres anzeigen, ist keine Rose, sondern eine Wüstenart der Kohlplanten.

Die Christmette, die in Süddeutschland mit ihrem Lichterglanz, der in die dunkle Nacht fällt, gleichsam den Kampf zwischen den lichten und finsternen Mächten verkörpernd, nimmt in Franken nicht eine so bedeutende Stelle in den Festgebräuchen ein.

Und jetzt treten wir zum Weihnachtstisch. Früher war die Bescherung am Morgen, jetzt ist der Abend die Regel. Der Christbaum steht meist auf dem Boden, doch auch die alte Form, ihn an der Decke

zu befestigen, war lange Zeit zu finden (– noch um die Jahrhundertwende im jetzigen Ansbacher Stadtteil Eyb –). Auch andere Formen des Festschmucks sind noch bekannt: In Uffenheim eine tannenreisum-kleidete Glocke, mit Lichtern besteckt; in der Dinkelsbühler Gegend der „*Klosbaum*“, ein kugeliger Holzklotz mit waagrechten Stäben und Lichtern. Bekannt war in unserer Gegend auch die Pyramide (– nicht zu verwechseln mit der Weihnachtspyramide des Erzgebirges –) die hier allgemein üblich war: Drei Stäbe wurden mit Reifen umgeben, die mit buntem Papier umkleidet waren; ein Mittelding zwischen der norddeutschen Pyramide und dem süddeutschen „*Paradeis*“.

Andere Arten des Weihnachtsschmuckes fanden hier lange Zeit keinen Eingang. Der brennende Julbock ist kaum zu finden; die Stechpalme (eine englische Sitte) ist bei uns als wildwachsender Strauch ausgestorben. Die Mistel macht ihr geheimnisvoller Wuchs hoch im Baumwipfel den Kelten heilig, den Germanen unheimlich. Der Lichtgott Balder wird von einem Mistelzweig getötet und in einem deutschen Haus diese Pflanze als Schmuck zu verwenden ist widersinnig und stillos.

Die Rauhnächte hindurch gab es so manchen Brauch. Auch um die Jahrhundertwende gab es am Stephanstag das „*Bauernreiten*“ in der hiesigen Gegend; alle Pferde wurden die Gemeindeflur hinaus „*neun Raine oder drei Fluren*“ getrieben oder geritten, damit sie das Jahr über gegen die bösen Mächte gefeit seien. Der „*Unschuldige Kindleinstag*“ (28. Dezember) ist Pfefferlestag. Das Neujahr wird noch hier und dort vom Hirten angeblasen. Das Vieh erhält Salz in den Barren.

Mit dem Dreikönigstag ist die Festzeit beendet – das Lied der Sternsänger schließt sie fröhlich ab.

Abschließend noch einiges Allgemeine über das Fest. Der Name Weihnachten ist uralt und heißt eigentlich „In den heiligen Nächten“ – daß er für den Christtag und sogar die ganze Festzeit gebraucht wird, erklärt sich daraus, daß unsere Ahnen nach Nächten, nicht nach Tagen rechneten (– ebenso noch bei Faßnacht –). Die nächtliche Geburt Christi stützte dann das alte Wort.

Was wäre aber das Fest ohne Lied? Sind auch in Franken die Weihnachts- und Krip-penspiele, die sich in Oberbayern und Tirol aus alter Zeit herüber retteten, nicht erhalten, die gleichen Weihnachtslieder erklingen hier, wie im übrigen Deutschland, und eines der beliebtesten „*Ihr Kinderlein kommt*“ ist von dem im nahen Dinkelsbühl wirkenden Christoph Schmid gedichtet. Rührend ist die Erzählung, wie das Lied „*Stille Nacht, heilige Nacht*“ entstand. In einem weltabgeschiedenen Ort an der Salzach saß am Weihnachtsabend 1818 der Lehrer Gruber traurig in seiner Stube, die durch den Tod seiner jungen Frau vereinsamt war. Da kam, ihm aus seiner Einsamkeit zu reißen, der freundliche Vikar Mohr und legte ihm ein Weihnachtslied zum Vertonen vor, das er in der Schneelandschaft auf einem einsamen Gang zu einem Kranken gedichtet hatte. Die innigen Worte drangen ihm ins Herz, er setzte sich ans Klavier und hell und klar drang bald die Melodie dazu in die Nacht hinaus: So entstand eines unserer schönsten Weihnachtslieder. Ein Orgelbauer schrieb es sich ab und brachte es ins Zillertal, von dort aus trug es die Familie Straßer, die erste, die als „*Tiroler Sänger*“ in die Ferne ging, durch ganz Deutschland und heute wird es in verschiedenen Sprachen gesungen.

Hartmut Schötz, Bischof-Meiser-Straße 2,
8800 Ansbach